

Hinter der schwarzblauen Wand

Der unbekannte Schwäbische Wald:
ein Versuch über seine Menschen, seine Orte, seine Geschichte

von Kurt Oesterle

(Vortrag, gehalten am 16. Oktober 2015 in meiner Heimatgemeinde
Oberrot aus Anlaß der Ernennung des Schwäbischen Waldes
zur Kulturlandschaft des Jahres durch den Schwäbischen Heimatbund)

Liebe Freunde,

lassen Sie mich zunächst erläutern, was mit der „schwarzblauen Wand“ im Titel meines Vortrags gemeint ist. Ich habe diese Formel nach dem Vorbild der „blauen Mauer“ geprägt, jenem Ausdruck, den die schwäbischen Romantiker einst der Alb verliehen haben, mit Blick vom südlichen Neckartal aus. Ganz ähnlich erging es mir mit dem Schwäbisch-Fränkischen Wald vom nördlichen Neckartal aus, von der Gegend um den Heuchelberg: Da erhob er sich vor mir, hoch über den Weinbergen von Löwenstein, schwarzblau und dicht, von wandartiger Geschlossenheit, gleichsam undurchdringlich und beinahe abweisend – wie mir schien ein gelungenes Sinnbild für die Abgeschiedenheit und Unbekanntheit dieser Landschaft, die jahrhundertlang im Windschatten der öffentlichen Aufmerksamkeit lag, der politischen ebenso wie der ökonomischen, der historiographischen, der touristischen und auch der literarischen. In dieses Dunkel hinter der schwarzblauen Wand will ich heute ein wenig Licht bringen.

„Der ‚Schwäbische Wald‘ steht nicht im Lexikon“, heißt es in einem Merianheft, das dieser Landschaft gewidmet und Mitte der sechziger Jahre erschienen ist. (1) Im Lexikon fanden sich allenfalls die Namen seiner Teillandschaften, des Mainhardter, Murrhardter oder

Welzheimer Walds. Mit anderen Worten: „Es bestand ursprünglich kein Sammelname für den ‚Schwäbischen Wald‘“, wie Rudolf Schlauch, damals der beste Kenner dieser Region, in seinem Reiseführer mitteilt. (2) Daß eine griffige Namensgebung schon früher Probleme machte, kann man beim Besuch des Stuttgarter Hauptstaatsarchivs erfahren, das in den Akten des Kultusministeriums einen interessanter Briefwechsel aufbewahrt. (3) Er beginnt im August 1950 mit einem Schreiben des Verkehrs- und Heimatvereins Murrhardt, in dem die oberste Schulbehörde gebeten wird, den Sammelnamen „Schwäbischer Wald“ anzuerkennen, so daß er fortan im Schulunterricht verwendet und in Landkarten eingetragen werden könne. Begründet wird diese Bitte mit dem schon zu dieser Zeit sicher nicht falschen Hinweis, der Schwäbische Wald bilde inzwischen „wirtschaftlich“ und „verkehrsmäßig“ eine, so der Wortlaut, „natürliche Einheit“.

Noch bevor das Ministerium eine Entscheidung trifft, schaltet sich das Statistische Landesamt ein, das durch einen Zeitungsartikel von der Murrhardter Bitte erfahren hat. Ungebeten teilt es dem Kultusministerium mit, daß „erhebliche Bedenken“ gegen den gewünschten Sammelnamen bestünden, zumal bei exakter

landeskundlicher Betrachtung „einzig und allein der Schwarzwald“ das Recht habe, Schwäbischer Wald genannt zu werden. Statt dessen könne man sich für das infrage stehende Gebiet vielleicht auf den Namen „schwäbisch-fränkische Waldberge“ einigen, was zwar ein „schwerfälliger“, aber immerhin „treffender“ Name sei. Salomonisch entscheidet am Ende das Ministerium, was ein höherer Beamter bereits in einer Aktennotiz vom September 1950 vorgeschlagen hat, nämlich „eine Bezeichnung, die sich im Gebrauch erst durchsetzen und volkstümlich werden muß, nicht auf dem Verordnungsweg einzuführen“.

Das scheint mir weise und demokratisch. Der Sammelname Schwäbischer Wald aber hat sich auch ohne staatliche Verordnung im Lauf von kaum zwanzig Jahren durchgesetzt, insbesondere durch den häufigen, wenn auch inoffiziellen Gebrauch im Fremdenverkehr. Er dürfte also zuerst von außen gekommen sein, dieser Name, bevor er unter den Einheimischen geläufig wurde, die nach wie vor lieber im Welzheimer, Mainhardter und Murrhardter Wald oder in den Löwensteiner und Waldenburger Bergen zu Hause waren und sich überdies wahrscheinlich gar nicht so schwäbisch fühlten, sondern mindestens ebenso fränkisch. In meinen Oberroter Heimatkundeheften aus den Jahren 1963 bis 65 jedenfalls kommt der Name Schwäbischer Wald nur ein einziges Mal vor, während die Teilgebietsnamen auf Schritt und Tritt begegnen.

Politisch korrekt ist heute einzig die Bezeichnung Schwäbisch-Fränkischer Wald, obwohl etwa seit den siebziger Jahren das einst bedeutende fränkische Spracherbe weiter und weiter geschrumpft ist und die anfangs nur schleichende Verschwäbelung schließlich ganz und gar den Sieg davongetragen hat. Wer sagt hierzulande zu Laub noch „Laawich“, zu Brett „Briet“, zu breit „braat“ oder zu Rauchfleisch „Raachflaasch“? Wie reich und vielfältig der sprachliche Ausdruck in den Waldbergen und -tälern rings einmal gewesen sein muß, läßt sich übrigens recht vergnüglich nachlesen in der Doktorarbeit des aus Hausen stammenden Sprachwissenschaftlers Karl Knapfer, die 1912 in Tübingen erschienen ist und den Titel trägt: „Die Mundarten des Rot-Tales“. (4)

Schon lange vor der Ernennung des Schwäbisch-Fränkischen Waldes zur „Kulturlandschaft des Jahres“ wurden mehrere Anläufe unternommen, dieser Region mit pub-

lizistischen Mitteln Aufmerksamkeit und Zuneigung zu verschaffen. Der wohl älteste Versuch ist beinahe zweihundert Jahre alt und ging von einem Mann aus, den man einen genialen Wiederentdecker heimischer Altertümer wie etwa der Weibertreu nennen kann: Justinus Kerner. Von ihm erschien 1816 im Stuttgarter „Morgenblatt für die gebildeten Stände“ ein Aufsatz mit dem Titel „Einige Bemerkungen über den Welzheimer Wald, ein im Königreich Württemberg liegendes Waldgebiet“. (5) Kerner war damals kaum dreißig und hatte wenige Jahre zuvor als Unteramtsarzt in Welzheim Anstellung gefunden. Er entdeckt nun in seiner Umgebung staunend die „Spuren eines einst kräftiger geführten Lebens“, grad als könne man hier allerorten auf Überbleibsel einer untergegangenen höheren Zivilisation treffen. Das entspricht dem romantische Geschichtsbild: Der Gang der Zeit ist Untergang, führt zum Verfall, und wir stehen melancholisch gestimmt vor den Ruinen.

„Der erste Blick in diese Gebirge und Wälder“, schreibt Kerner, „gibt keine Ansiedlung aus neuerer Zeit zu erkennen; alles spricht von einem hier in früheren Zeiten ausgedehnteren Menschenleben. In Tiefen von Seen, auf weit ausgebreiteten Heiden, in Waldungen stößt man vielfältig auf Überreste von zertrümmerten Gebäuden. Tannen, vor Jahrhunderten entsprossen, wurzeln aus den vom Erdreich bedeckten Mauern und Gewölben, die sich dem Wanderer nur durch den dumpfen Nachhall seines Fußtritts verraten. Ausgehöhlte riesige Linden, Überreste uralter Buchen, teils noch aus trockener Erde ragend, teils in Stein verwandelt im Wasser von Seen, zeugen von vergangenem – und jetzt sagt Kerner es noch einmal – kräftigerem Leben.“

Ein halbes Jahrhundert später bietet sich ein anderes Bild. Wieder sind wir im Welzheimer Wald, nur ein paar Kilometer weiter südlich, in der Gegend von Lorch, von wo der Fremdenverkehr im Schwäbischen Wald einst seinen Ausgang nahm. Der Grund: 1861 war die Remstalbahn fertig geworden und brachte immer mehr Gäste zur Sommerfrische, im Volksmund „Luftschnapper“ genannt. Bald wurde ein Verschönerungsverein gegründet, der Wanderwege anlegte und Ruhebänke aufstellte. Man gab vor allem in der Landeshauptstadt Annoncen auf, die Besucher anlockten. 1867 zog der inzwischen nicht mehr nur in Württemberg hochberühmte Dichter Eduard Mörike nach Lorch und blieb gleich zwei Jahre, vor allem, wie die Biographen wis-

sen, um in der Provinz sein Inkognito wiederzufinden. Eines der Gedichte, die er hier schrieb, ist unverkennbar aus touristischer Perspektive verfaßt, ja, vielleicht ist es überhaupt das einzige Tourismusgedicht der schwäbischen Literatur. Es heißt „Die Tiere gratulieren“, und der Dichter hat es seiner Frau gewidmet. In der ersten Strophe sind es die Haustiere, die dem Geburtstagskind einen Besuch abstatten, in der zweiten zeigen sich andere, darunter ein „alter Hase“,

*Der kommt, dich freundlich einzuladen
Im weiten Lorcher Waldrevier,
In unsern reinen Tannenlüften,
Auf Kirnecks Höhn, an Brucker Klüften
Den allzu lang getragnen Schaden
Der Residenzluft wegzubaden.
Und hiemit – gratulieren wir! (6)*

In diesem Gelegenheitsgedicht klingen bereits die Namen einiger Wanderziele des gerade aufblühenden Lorch-Tourismus an, unter anderem die „Brucker Klüfte“, auch heute noch ein Anziehungspunkt in der Umgebung der Stadt, mit der Schillergrotte oder der Schelmenklinge zum Beispiel, die von einer unermüdlichen Fremdenverkehrswerbung angepriesen werden wegen ihrer bizarren Vereisungen im Winter. War es zu Mörikes Zeit ein alter Hase, der dorthin einlud, so ist es heute vor allem ein junger Hase namens Internet.

Ein dritter Anlauf, dem Schwäbischen Wald Freunde und Besucher zu schaffen, wird gegen Ende der zwanziger Jahre in Angriff genommen, als gleich mehrere Reiseführer auf einmal erscheinen. Zu diesem Anlauf kommt es jedoch nicht, weil die vorherigen Anläufe gescheitert wären, sondern weil neue Generationen mit neuen Bedürfnissen nachgewachsen sind, die befriedigt werden wollen. Kerners romantische Rückschau oder Mörikes phantastische Luftkur genügen nicht mehr, das Zeitalter einer neuen Sachlichkeit ist angebrochen und fordert sportliche und technische Sensationen. Dieser Tatsache entspricht einer der neuen Reiseführer besonders genau (7), indem er bereits auf dem Titelblatt die größte Brücke der Wieslaufbahn zwischen Schorn-dorf und Welzheim abbildet. Sie ist in Wirklichkeit mit ihren 160 Metern Länge, acht weit geschwungenen Bögen sowie 25 Metern Höhe schon eindrucksvoll genug, in der Titelzeichnung aber wirkt sie so gewaltig wie eine Eisenbahnbrücke in den Alpen.

Noch einmal vierzig Jahre später, nach Zweitem Weltkrieg und Hitler-Diktatur, hat sich der Blick auf den Schwäbischen Wald wiederum gewandelt, einem neuen, eben herausziehenden Zeitgeist gemäß. Damit komme ich noch einmal auf Rudolf Schlauchs Betrachtung von 1966 zu sprechen, dem Besten und Gründlichsten, was die Reiseschriftstellerei zum „kleinen Bruder des Schwarzwaldes“, so Schlauch, hervorgebracht hat. Unverkennbar verfolgt dieser Autor zwei Ziele: einmal will er die kulturelle und historische Substanz dieser Landschaft hinüberretten ins Zeitalter industrieller und massentouristischer Oberflächlichkeit, die sich allenfalls noch bei Kaiserdomen oder Dürerbildern aufhält, hingegen „schöne Dorfbilder, ansehnliche Höfe und ein reges Brauchtum“ aus Gier nach den Sensationen des Bedeutungsvollen ignoriert. (8)

In seinem Schlußkapitel fügt Schlauch noch eine Bemerkung an, die sein zweites Ziel verrät, eins, das zunächst heillos veraltet erscheint, bei näherem Hinsehen aber sein Zukunftspotential zu erkennen gibt. Er schreibt: „In der heutigen Zeit ist alles, was Naturgefühl und Naturpoesie heißt, in Lied und Wort mehr oder weniger verschwunden. Deshalb sollte in diesem Buch der Versuch gemacht werden, Naturgefühl und Naturpoesie, die den Deutschen allezeit eigen waren, wieder wachzurufen.“ (9)

Worte eines späten Wiedergängers der schwäbischen Romantiker! Doch fällt einem bei der Formulierung „Naturgefühl wachrufen“ nicht auch bereits jene Öko-Partei ein, die keine anderthalb Jahrzehnte darauf gegründet werden sollte? Dazu eine biographische Anmerkung: Rudolf Schlauch, der den Schwäbischen Wald sozusagen für den weichen Tourismus entdeckte, war 1909 geboren und im Hauptberuf Pfarrer von Bächlingen bei Langenburg. Er schrieb Mundartgedichte und machte sich als volksnaher, sprich: gut lesbarer Historiker einen Namen. Außerdem aber war er der Vater von Rezzo Schlauch, einem der Mitbegründer der Grünen.

Wann immer, liebe Freunde, von der Geschichte des Schwäbischen Walds die Rede ist, und auch ich will jetzt darauf zu sprechen kommen, fängt der jeweilige Autor sogleich an tiefzustapeln. So auch Max Klaiber, dessen Reiseführer durch den Welzheimer und Murrhardter Wald ich zuvor bereits erwähnt habe. Er schreibt: „Dieser Wald hat infolge seiner Abgeschiedenheit und seiner schwachen Besiedlung, wohl auch infolge seiner

früher sehr unwirtlichen Beschaffenheit keinen hervorragenden Anteil an der Welt- oder selbst der deutschen bzw. württembergischen Geschichte genommen." (10) Das kann man so sagen, wenn auch nur im Glauben an die schlichteste Wahrheit des Historismus aus dem 19. Jahrhundert, daß nämlich einzig und allein große Ereignisse und Männer Geschichte machen und darum der geschichtlichen Betrachtung würdig seien. Eine Sicht, die schon in den zwanziger Jahren antiquiert war. Vielleicht wird andersherum eher ein Schuh draus, so daß es heißen müßte: Wenn der Schwäbische Wald keinen Anteil an der Geschichte nahm, so nahm die Geschichte doch Anteil an ihm, und er entkam ihr nicht.

Ich beginne mit dem ersten tiefen - und gut verbürgten - Einschnitt dieser Geschichte: der Christianisierung. Als der Limes noch unüberwindlich stand, war dieser Raum streng in zwei Hälften geteilt und kein einheitlicher Kulturraum. Erst das Christentum fügte die Hälften allmählich zusammen, auch über die neue, fränkisch-alamannische Stammesgrenze hinweg. So entstand wohl ein Schmelztiegel verschiedener Ethnien, die im Lauf der Zeit mehr und mehr an den gleichen Gott glaubten, darunter, so wie in Welzheim, dem ehemaligen Kastell, auch am Ort verbliebene, einst den Limes bewachende römische Hilfssoldaten aus Spanien oder Britannien. (11) Doch selbst in den unwirtlichsten und darum sehr dünn besiedelten Gegenden dieses Walds scheint das Christentum sich weitgehend bruchlos gehalten zu haben, gleich wer es den Waldbewohnern gebracht hat, etwa die Missionare des Bonifatius wie in Oberrot oder etwas später jene Reichenauer Mönche, mit denen der Einsiedler Walterich das Kloster in Murrhardt gegründet hat - in beiden Fällen freilich nicht ohne die maßgebliche Unterstützung der lokalen Adelsmacht. Nicht lange nach dem Jahr 750 entwickelte sich so in einem nicht leicht zu beherrschenden Waldgebiet ein engmaschiges Netz von Kirchen als festen Brückenköpfen der neuen Religion sowie ihrer weltlichen Träger.

Nach meiner Überzeugung hat sich in Jahrhunderten hierzulande eine eigene Glaubensauffassung herausgebildet. Sie offenbarte sich überdeutlich im Zeitalter der Reformation und des Bauernkriegs. Das Christentum war für die vorwiegend armen, analphabetischen Landleute der einzige Quell, aus dem ihre Moral und Bildung sich speisten. Mit der Reformation schien die Religion plötzlich eine neue Dringlichkeit zu erhalten und damit einen festeren Sitz im Leben. Besonders die

Bauern fühlten sich vom Evangelium, das nun erstmals in ihrer Muttersprache verkündet wurde, persönlich angesprochen. Sie erkannten sich als gleichberechtigte Kinder Gottes, die von den Mächtigen der Welt aber weder gleich noch gerecht behandelt wurden. Das galt es zu ändern! Dazu sollte die Leibeigenschaft beseitigt werden, mit der Begründung: „weil auch die Leibeigene durch Christi Blut freigekauft“ seien, wie es in den „Zwölf Artikeln der Bauernschaft in Schwaben“ heißt, dem Kernprogramm damaliger Befreiungstheologie. (12) Für die hiesige Region hat dieses Programm Wolfgang Kirschenesser aufgezeichnet, der Pfarrer von Frickenhofen, ein Sympathisant der Bauern, der dennoch nicht ganz freiwillig zu ihrem „Kanzler“, also ihrem Schreiber wurde, einzig weil er im Unterschied zu ihnen des Lesens und Schreibens kundig war. Am Ende sollte er mit seinem Leben dafür bezahlen.

Da die Aufforderung zum friedlichen Umschwung im Namen des Evangeliums nichts fruchtete, gingen die Bauern zum Aufstand über. Der sogenannte „Helle Haufen“, der sich, mit einer Stärke von rund 8000 Mann, vorwiegend aus Bauern des Limpurger Landes sowie der angrenzenden Wälder rekrutierte und sein Standquartier in Gaildorf hatte, war einer der radikalsten des ganzen Bauernkriegs. Am 24. April 1525 plünderte er, vermutlich unter Führung eines Kornberger Webers namens Caspar (13), Kloster Murrhardt und vernichtete dabei die verhaßten Grundbücher, in die auch die Steuerlasten eingetragen waren. Tage später brannte er Kloster Lorch nieder. Die Aufständischen sahen in einem Kloster „nicht das Gotteshaus, sondern ein ‚Haus des Teufels‘, von wo aus ihnen statt Licht und Erlösung leibliche Knechtschaft und Verdummung geworden war“. So resümiert Wilhelm Zimmermann, nach der Revolution von 1848 Paulskirchen-Abgeordneter für den Wahlkreis Gaildorf, Hall und Crailsheim in seinem Standardwerk zum Bauernkrieg. (14)

Der Ausgang der gewalttätigen Revolte, bei der laut Zimmermann der Adel für jeden von den Bauern vergossenen Tropfen Blut gleich einen ganzen Eimer vergoß, zementierte die alte Feudalordnung noch einmal für Jahrhunderte und behinderte den längst überfälligen sozialen Fortschritt auch im Schwäbischen Wald. Mehr noch: Ein Dorf wie Oberrot war teils durch plündernde Bauern, teils durch eine Haller Strafaktion „völlig ruiniert“ (15), Frickenhofen zur Strafe vor allem für Kirschenessers Rolle im Krieg niedergebrannt und lange

unbewohnbar, die vielen Toten überall hinterließen empfindliche Lücken in einer arbeitsaufwendigen Landwirtschaft, und die Überlebenden hatten, nach der ihnen zugemessenen Schuld, auch noch Reparationen zu zahlen. (16)

Der Bauernkrieg stärkte eine schon ältere Glaubensauffassung, die meines Erachtens mit dem harten Leben in dieser Waldgegend, aber auch mit der Weltzugewandtheit und Realitätstüchtigkeit ihrer Bewohner zu tun hatte, nämlich Hunger, Armut und ungerechte Herrschaft nicht als gottgegeben hinzunehmen. Darum mag auch der Gnadenbegriff des weit ins Umland hinein wirkenden Haller Reformators Johannes Brenz, der die Bauern übrigens stets zum Gehorsam ermahnt hatte, hier auf besonders fruchtbaren Boden gefallen sein. Denn anders als bei Luther genügt bei ihm nicht der Glaube allein – „sola fide“ –, um an der göttlichen Gnade teilzuhaben, sondern der Glaube, so sinngemäß Brenz, der sich nicht durch tätige Liebe zu erkennen gibt, also durch die aktive Verbesserung der Welt, ist ein Irrtum, „fides ficta“, wie er sagt. (17) Mochte Luthers Gnadenbegriff für den Großteil des mit Geld wirtschaftenden, neuen städtischen Patriziats der richtige sein, für die Leute draußen im Wald, „die wußten, daß im Leben alles erarbeitet sein muß“ (18), taugte er nicht.

Wohl auch darum hat der Radikalismus des Bauernkriegs, dessen Ausgang zur großen Katastrophe der kleinen Leute wurde, lange nachgewirkt. So berichtet Heinrich Prescher, Pfarrer von Gschwend und erster Historiker des Limpurger Landes, daß noch Jahrzehnte später „nicht selten“ Wiedertäufer, Schwärmer und andere „Kinder aus Münzerischem Samen“ dort auftraten, die das „Reich Gottes in äußeren Geberden suchten und verlangten, daß es sie augenblicklich glücklich und herrlich machen sollte“. Seinerzeit seien sie blutig bekämpft worden, wogegen er, Prescher, es noch im Nachhinein lieber gesehen hätte, sie wären den „Irrenwärtern und Zuchtmeistern überliefert worden, nicht den Henkern“. (19)

Noch tiefer als der Bauernkrieg drang der Dreißigjährige Krieg in den mancherorts noch dschungelartigen Schwäbisch-Fränkischen Wald ein, obwohl dieser, anders als die dem Neckar- oder Bühlertal nahen Orte, abseits der wichtigen Heerstraßen lag. Nun bot seine Dichte und Unzugänglichkeit, nicht zuletzt auch seine Armseligkeit, nur noch geringen Schutz: vor allem nach

der Schlacht bei Nördlingen, 1634, in der die evangelische Sache einen schweren Rückschlag erlitten hatte, und die kaiserlich-katholischen Truppen, jetzt ohne Gegenwehr, Württemberg und seine Grenzgebiete überrennen konnten. Schon bald fiel ihnen Göppingen, Waiblingen und Heilbronn in die Hände – und es stand bevor, was man seither „Restitution“ nennt, also die Abschaffung des evangelischen und die – zeitweise – Wiedereinführung des katholischen Glaubens. Auch das hiesige Waldland geriet unter Pferdehufe und Soldatenstiefel wie nie zuvor. In Mainhardt machten 2000 kroatische Söldner Quartier und, wie es im dortigen Kirchenbuch heißt, haben „500 Stück Vieh auf eine Meil hinweggenommen“. (20) Schlimmer noch war, was den Truppen teils vorausging, teils folgte: nämlich unzählige Flüchtlinge sowie Seuchen, insbesondere die Pest.

Der Gaildorfer Superintendent Albrecht hat die Pesttoten von 1635 zusammengezählt, Prescher sollte die Zahlen später in seinem Buch überliefern: in Gaildorf forderte die gefürchtete Seuche 271 Tote, in normalen Jahren etwa 40, in Oberrot starben 218 Einwohner an der Pest, in Fichtenberg 260, in Welzheim 938, wo es sonst im Durchschnitt knapp 50 waren, zusammen also über 2600 Tote in diesem einen Kriegsjahr. Gottesmann Albrecht setzt dazu: „Es ist genug, Herr, zieh deine Hand nun abe.“ (21)

Noch für Jahrzehnte lag das Land darnieder. Bis die Bevölkerung wieder auf die alte Größe angewachsen war, verging fast ein Jahrhundert. Groß muß auch die Erschöpfung der Menschen, ihre körperliche und seelische Auszehrung, die mentale und moralische Verwirrung gewesen sein. Viele hatten Monate und Jahre neben ihrem Vieh in Waldverstecken überlebt. Selbst die Volksfrömmigkeit, sonst nicht leicht zu erschüttern, schien in diesem sogenannten Religionskrieg schweren Schaden erlitten zu haben. Ein Chronist schreibt: „Wie verbreitet war Roheit und gottloses Fluchen! Aber wie wurde auch die Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit auf die härteste Probe gestellt! Und gerade jetzt kam der blödsinnigste Aberglaube zur Herrschaft, Kometenangst, Schutzzauberei, Hexenwahn. Auf einem solchen Grunde mußte nach dem Krieg mit dem Neubau begonnen werden ...“ (22)

Eigentlich wäre dies die Stunde der Bildung gewesen, die neues Wissen und Selbstbewußtsein bringt. Die Reichsstadt Hall etwa hatte bereits nach der Reformation

in ihren Landgebieten ein dauerhaftes Schulwesen errichtet und den Analphabetismus zurückgedrängt. Im Limpurger Land und anderen Gebietsherrschaften des Schwäbischen Walds hingegen wurde die allgemeine Schulpflicht erst um 1700 eingeführt. Schulen waren meist Winterschulen – im Sommer wurden die Kinder bei der Feldarbeit gebraucht. Auch fehlte es an geeigneten Lehrern, und oft mußten die Mesner den Schulunterricht leiten, die des Lesens und Schreibens selbst nicht recht kundig waren. Für die wenigen Lateinschulen, die, etwa in Gaildorf, der Oberschicht offenstanden, wandten die Landesherren mehr politische Sorgfalt auf. (23)

Nicht ohne Grund! Denn auch der „höheren Menschenklasse“, so Prescher, hafteten lange derartig große Bildungsmängel an, daß sie auf die Allgemeinheit durchschlugen. Eine der Folgen war, daß es in der ganzen Region keine Ärzte, sondern nur Bader und Chirurgen gab, die Bevölkerung sich also etwa den Epidemien während des Dreißigjährigen Kriegs schutzlos ausgeliefert sah. Prescher sieht sogar einen tieferen Grund für die Reformation in der unzureichenden Bildung der Geistlichen; er schreibt: „Ueberhaupt war so wenig Feinheit der Empfindungen und ein so unsittliches Betragen an den Priestern wahrzunehmen, daß man sich über die Stumpfheit und Barbarey des gemeinen Volkes, so wie sie sich zum Beispiel durch die Raserey im Bauernkrieg gezeigt hat, kaum wundern darf. Ohne Zweifel half neben der allgemeinen Roheit, die eine Folge der Unwissenheit und des Mangels guter Erziehung und Bildung war, auch die Straflosigkeit, welche sich die Priester zu beschaffen wußten ... und aus Sittenlehrern wurden Sittenverderber.“ (24)

Auch die wirtschaftliche Entwicklung wurde von der jahrhundertelangen Bildungsmisere gehemmt. Wobei anzufügen ist, daß die Lebensverhältnisse nicht allein in alter und ältester Zeit hier so kraftraubend waren, daß Bildung ganz allgemein nur als schierer Luxus gelten konnte. Eine Haltung, die noch in meiner Kindheit verbreitet war, und sich um 1960, als immer mehr Jungen und Mädchen vom Land aufs Gymnasium gingen, lautstark bemerkbar machte.

Ein echter Fortschritt in Bildung und Wissen ließ sich im Schwäbischen Wald erst verzeichnen, als er württembergisch geworden war. Bis 1850 etwa machte dieser Fortschritt sich endlich auch in der Landwirtschaft bemerkbar. Um Hungersnöte, wie das Königreich sie immer

wieder erlebt hatte, zu vermeiden, war das Agrar-Institut in Hohenheim gegründet worden, das neue Methoden des Landbaus erprobte und entsprechende Techniken entwickelte. Bauern aus allen Landesteilen konnten nun Lernfahrten unternehmen, um sich mit den Neuerungen vertraut zu machen. Unter den Besuchern waren recht früh auch Landwirte aus der Gegend um Welzheim, in der seit alters beinahe monokulturell Flachs angebaut und auf den ortsnahen Märkten spinnfertig zum Kauf angeboten wurde. Der Keuperboden rings war schwer und somit schwer zu bearbeiten, was von den 1840er Jahren an dank der leistungsfähigeren Pflüge aus Hohenheim endlich leichter werden sollte. Somit konnte auch das Brachland besser genutzt werden, zum Beispiel für den Kartoffelanbau. Der Bauer Österlen vom Taubenhof schrieb 1843 in sein Tagebuch: „Erdbirn gehaut mit dem Pflug, das erstmal, und ist recht gut gegangen. Von meinen Nachbarn wurde dies als ein Wunder angesehen.“ (25) Aus manchem Haus verschwand nunmehr die ärgste Not, die Zahl der Auswanderer ging zurück. Und die Kartoffel konnte, nicht nur hierzulande, allmählich zum Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung werden und die Steckrübe ersetzen. (26)

Erst wenige Jahrzehnte zuvor, ebenfalls unter den Württembergern, war von oben die sogenannte Bauernbefreiung nachgeholt worden: all das, was die Rebellen von 1525 nicht erreicht hatten. 1817 bereits wurde die Leibeigenschaft beendet, doch sollte es noch bis 1848 dauern, bis die Revolution den symbolträchtigen „Zehnt“ sowie andere Abgaben endlich hinwegfegte.

In den folgenden 50 Jahren breitete sich auch das Schulwesen bis in die hintersten Waldwinkel aus. In größeren Orten entstanden sogar Real- und Gewerbeschulen. Im Schwäbischen Wald ging das Mittelalter zu Ende!

Über Jahrhunderte war es in dieser abgelegenen Waldlandschaft an den meisten Orten außerordentlich schwierig gewesen, Bauer zu sein – und Bauern waren fast alle. Nicht wenige Siedlungsversuche hatte man offensichtlich schon bald wieder aufgegeben. So will Kerner um 1815 bei seinen Streifzügen mehrmals erkannt haben, daß der Waldboden „einst beackertes Land“ gewesen sein müsse. (27) Auch die Endungen vieler Ortsnamen, vor allem „-hardt“ und „-rot“ weisen darauf hin, daß hier auf den Rodungsflächen lange mehr Weidewirtschaft als Ackerbau betrieben wurde.

Sonst müßte es aus alamannischer und fränkischer Zeit mehr Orte mit „-heim“ oder „-ingen“ am Ende geben, also Ortsnamen, die größere und dauerhaftere Siedlungen vermuten ließen. (28) Welcher Aufwand an Kraft und Willen indes nötig war, noch die schlechteste Krume des Schwäbischen Waldes fruchtbar zu machen, zeigen die Freibauern der Siebzehnerhöfe sowie der sogenannten Waibelhube zwischen - grob gesagt - Gschwend und Gmünd, die eine Sonderstellung genossen: Sie waren weder Hörige noch Leibeigene, wurden von ihren Grundherren zu geringeren Abgaben veranlagt und hatten sogar eine eigene Gerichtsbarkeit. Mit ihren überdurchschnittlich großen Höfen dürfte ihnen das Überleben auf den landwirtschaftlich ungünstigen Waldhöhen nicht ganz so schwer gefallen sein. Darum wurden Freibauern zur Besiedlung weniger menschenfreundlicher Waldgebiete auch andernorts angeworben, zum Beispiel im Böhmerwald (29).

Auch viele andere wirtschaftliche Bestrebungen im Wald zwischen Schwaben und Franken haben keine oder nur geringe Erfolge gezeitigt, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Aufbrüche, die zu anhaltend guten Entwicklungen führten, scheinen beinahe unmöglich gewesen zu sein:

Glashütten etwa bildeten durch Jahrhunderte die bedeutendste vormoderne Industrie in der Region. Es gab sie sowohl im Welzheimer wie auch im Mainhardter Wald. 1699 wurde am Juxkopf eine Hütte gegründet, aus der sich das Dorf Spiegelberg entwickelte. Zur Endfertigung, vor allem zum Schleifen und Polieren, kam das dort erzeugte Glas nach Cannstatt, verkauft wurde es überwiegend in den Residenzstädten, und der württembergische Hof bezog aus dem Schwäbischen Wald sogar seine Spiegel. Erstmals entstanden zur Zeit der Glashütten in größerer Zahl nicht-landwirtschaftliche oder -forstwirtschaftliche Berufe, etwa die „Glas-träger“, unter denen man sich eine Art Händler oder Lieferanten vorstellen darf. Auch lockte die Glaswirtschaft schon früh Arbeitskräfte aus größerer Ferne in die abgeschiedene Gegend, so etwa religiöse Flüchtlinge aus dem Elsaß oder dem Salzburger Land, darunter Vorfahren von mir. Doch im Lauf des 18. Jahrhunderts starb diese Industrie allmählich ab, und zwar aus mehrerlei Gründen: Wieder und wieder hatte sie unter Kriegsfolgen zu leiden, sodann waren ihre Produkte nicht konkurrenzfähig vor allem mit böhmischem Glas, schließlich machten steigende Holzpreise sie unrentabel

- die Schmelzöfen verschlangen Unmengen von Holz -, während ein Energieträger wie Kohle nicht zur Hand war. (30)

Obwohl es zeitweise so aussah: Zuerst bei Kaisersbach, dann bei Löwenstein wurde tatsächlich Steinkohle entdeckt, deren Qualität allerdings zu wünschen übrig ließ, etwa weil sie zu schwefelhaltig war. Auch wurde nach eingehender Untersuchung klar, daß Kohle „in unserer Gebirgsart nur nesterweise“ zu finden sei - also wieder eine Enttäuschung, wieder kein Aufbruch zu allgemeinem Wohlstand! (31)

Ebenso unergiebig waren auf Dauer die Salzbrunnen um Murrhardt - wie gerne hätte man hier die Haller Erfolgsgeschichte wiederholt! Nicht minder die Wetzsteinstollen bei Jux und Spiegelberg. Mit jeder Schließung - der letzte Stollen wurde 1925 zugemacht - gingen Arbeitsplätze verloren. Das einzige Berg-Gewerbe, das sich auszahlte, war der Abbau von Stubensand, mit dem auch in den Städten die Holzböden gereinigt wurden. Die Erträge daraus flossen allerdings nur in wenige Taschen und waren eher kläglich. Auch der „Silberrausch“ in den 1770er Jahren erwies sich als kurzlebig. Teilhaber aus mehreren Oberämtern schossen einer Aktiengesellschaft, die bei Wüstenrot, Erlach und Neulautern Silberstollen anlegte - einer hieß „Unverhofftes Glück“ - ziemlich viel Geld zu. Unter den Kapitalgebern war auch ein Hauptmann Schiller aus Ludwigsburg, der Vater des Dichters. Doch vergeblich warteten die Einleger auf den Silberblick! Das Projekt, von einem der bedeutendsten Kirchenmänner des Landes, Prälat Oettinger in Murrhardt, angestoßen und gefördert, brach nach kurzem unter Schulden zusammen. Viele Gulden waren umsonst im Schwäbischen Wald verbuddelt worden! Nie wurde herausgefunden, ob es dort wirklich Silber gibt. (32)

Der bedeutendste Wirtschaftsfaktor war und blieb also das Holz. Unbearbeitet, nur geschlagen, kam es vor allem der Salzsiederei in Hall zugute. Auf dem Wasserweg gelangte es dorthin, durch die Bäche in die Rot, durch die Rot in den Kocher. Die Flößerei hielt sich vom Mittelalter bis in die Eisenbahnzeit, ein wichtiger Erwerbszweig der Forstwirtschaft. Teils wurden sogenannte Schwellseen wie der Ebnisee angelegt, um genügend Wasser zum Flößen zu haben. Öffnete man die Schleusen, riß der Wasserschwall die Stämme durch die engen Bachbetten davon. Auch auf Lein, Rems und Wi-

eslauf wurde geflößt. Und der Großteil des Bauholzes, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts zur Errichtung der Residenz Ludwigsburg vonnöten war, wurde aus dem Schwäbischen Wald über die Murr herangeschafft. (33) Doch auch ungeflößt erreichte Holz von hier ferne Bestimmungsorte. Dabei handelte es sich um bereits zugeschnittene Ware, die auf Fuhrwerken zu verschiedenen Holzmärkten gebracht wurde, etwa dem bedeutenden Bartholomäi-Markt in Ilsfeld – ins Weinland also, wo Holz rar war, aber dringend gebraucht wurde. Auf dem Rückweg, so weiß ich von einem alten Oberroter (34), wurde Wein ins Waldland transportiert, der hier noch rarer war als dort das Holz, aber nicht weniger dringend gebraucht wurde.

Die Holzwirtschaft jedoch hat mittels der vielen Sägemühlen aus verschiedenen Zeiten das Landschaftsbild des Schwäbischen Waldes geprägt wie nichts sonst. Wieder war es Justinus Kerner, der dieser Mühlenlandschaft die Hymne verfaßt und ihr ein göltiges Gleichnis auf das Menschenleben in dieser rauhen Gegend abgerungen hat, und zwar in dem Gedicht „Der Wanderer in der Sägemühle“; das Vorbild dieser Mühle soll übrigens die bis heute erhaltene Klingenmühle im Wieslaufstal gewesen sein. (35) Kerners Gedicht ist auch vertont, und so gut wie jeder Gesangsverein im Schwäbischen Wald dürfte es bereits gesungen haben – hier sein Wortlaut:

*Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.*

*Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.*

*Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:*

*Du kehrst zur rechten Stunde.
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein!*

*Du bist's, für den wir werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.*

*Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt'ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.*

Fast so viel scheint mir vom Geist dieses Landstrichs auch in Heinrich von Zügels Tiermalerei enthalten zu sein. Zügel, aus Murrhardt gebürtig, ist zwei Generationen jünger gewesen als Kerner und hat sowohl die alte bäuerliche Welt des Schwäbischen Waldes wie auch deren Aufbruch ins Industriezeitalter miterlebt. Er war, lange bevor er zu einem der bedeutendsten deutschen Tiermaler wurde, bereits ein Naturfreund, übrigens auch ein Jäger, und häufig in der heimischen Landschaft unterwegs. Um in seiner Malerei nichts dem Zufall zu überlassen, hat er 1883 den Wolkenhof über Murrhardt gekauft und dort eine, wie sein Enkel Franz Hegenbarth es ausdrückt, „Modelltierhaltung“ (36) eingerichtet. Mit anderen Worten: sich jene Tierarten gehalten, die er malen wollte: Schafe, Rinder, Esel; Hunde, Katzen und Geflügel gehörten wie selbstverständlich auch dazu. Nicht alle sollen beim Gemaltwerden immer gleich still gehalten haben ...

Zügels Malerei versöhnt in meinen Augen das bäuerliche Erbe des Schwäbischen Waldes mit Moral und Ethik der Aufklärung. Er malt für eine Welt, in der der – auch christlich inspirierte – Tierschutzgedanke sich noch nicht durchgesetzt hat und selbstverständlich geworden ist. Er zeigt ihr das Tier als Mitgeschöpf des Menschen, einmal als seinen zu schonenden und zu bewahrenden Arbeitsgefährten, dann als ein ihm gefühlsverwandtes Lebewesen. Darum stehen in Zügels Werk eng neben der dynamischen Arbeitsszene – berühmt sind seine Ochsenespanne beim Pflügen –, die fast schon kontemplativen Porträts von Einzeltieren, nicht zuletzt dem Esel. Für mich gehören Zügels Bilder darum nicht minder zum Kulturerbe dieser Waldlandschaft wie einige Gedichte Kerners, und ihre Botschaft ist bis heute nicht verstummt.

Liebe Freunde, ich hatte eigentlich nicht vor, Ihnen so viele Slalomschwünge zuzumuten, muß aber jetzt noch einmal auf die Wirtschaftsgeschichte des Schwäbischen

Waldes zu sprechen kommen. Dort haben, in der revolutionsschwangeren Vor-48er-Zeit, gleich zwei fähige Köpfe versucht, die Weichen für die Zukunft zu stellen: Gottlieb Rau und Ferdinand Nägele. Der eine war Glasfabrikant in Gaildorf, der andere ein selbständiger Schlossermeister in Murrhardt. In der Stuttgarter Zeitschrift „Der Beobachter“ stritten diese beiden Politiker auf dem Höhepunkt jener Wirtschaftskrise, die zur Revolution von 1848 führte, in mehreren Artikeln um die Richtung, die eine zeitgemäße Ökonomie einschlagen müsse, um stabilen Wohlstand zu ermöglichen. Rau fordert eine staatlich gelenkte Industrialisierung, die die Arbeit vorwiegend in Großbetrieben und Fabriken organisieren sollte. Nägele hingegen trat für eine Wirtschaft auf der Basis von kleineren, werkstattartigen, vor allem aber eigenverantwortlichen Betrieben ein, die sich nach Belieben in freien Assoziationen zusammenschließen könnten; sie sollten staatlich gefördert, nicht aber gelenkt werden. Der Murrhardter Nägele war später der einzige Handwerker im Frankfurter Pauls-Kirchen-Parlament. Kein anderer als Justinus Kerner – einmal mehr! – hatte ihm mit einem pfiifigen Slogan zum Wahlsieg verholfen:

*Nicht Doctors, nicht gelehrte Geister,
Wir wählen diesen Schlossermeister!*

Bei näherem Hinsehen erweist Nägele sich als Vertreter des klassischen Markt- und Staatsliberalismus – während Rau einem sich um alles und jedes kümmern- den sozialen Machtstaat das Wort redet. Doch genauer betrachtet, findet sich bei beiden ein großes Korn Wahrheit, und man könnte sagen, daß die Wirtschaft der Zukunft auch bei beiden Anleihen gemacht und sich für eine Mischform ihrer Ansätze entschieden hat. Rau gab den wesentlichen Impuls zur baldigen Gründung der „Zentralstelle für Handel und Gewerbe“, die unter Steinbeis die Industrialisierung Württembergs auf den Weg brachte. Nägele, als späterer Landtagsabgeordneter, stritt in Stuttgart für die Murraltbahn, die nach harten Kämpfen 1879 eröffnet wurde und zumindest den Westen des Schwäbischen Waldes an das urbane Landeszentrum anschloß im Sinn der gewünschten Wirtschaftsförderung durch strukturelle Reformen; der Durchbruch in Richtung Gaildorf – Stichwort Schanz- tunell – erfolgte im Jahr darauf. (37)

Trotzdem sollte es noch Jahrzehnte dauern, bis im Schwäbischen Wald jener Zustand zu Ende ging, den

Gerd Wunder „provinzielle Einsamkeit“ nannte, dann erst erreichten die Segnungen des ökonomischen, politischen und nicht minder des Bildungsfortschritts endgültig auch diesen Landstrich. Mit anderen Worten: erst nach dem Zweiten Weltkrieg, erst nach Gründung der Bundesrepublik sowie des Landes Baden-Württemberg. Die Steinbeis'sche Industrialisierung hatte entgegen ihren eigenen Vorsätzen alle nicht an die Hauptverkehrswege angebundenen Randgebiete freilich gar zu stark vernachlässigt, darunter Oberschwaben, die Hohenlohe und der Schwäbische Wald. (38)

Eine bedeutende Firma indes wurde hier im Wald gegründet und entfaltete sofort größte Wirkung, auch landesweit; ich darf sie nicht unerwähnt lassen: eine Firma, die lange den Namen „Gemeinschaft der Freunde“ trug, jedoch berühmt wurde unter dem Namen ihres Gründungsorts – Wüstenrot! Dort, an der Kante des Schwäbischen Walds, war es, wo der aus Pommern stammende Wanderprediger und Kriegsberichterstat- ter Georg Kropp nach dem Ersten Weltkrieg Deutschlands erste Bausparkasse ins Leben rief. Sie blieb für wenig mehr als fünf Jahre in dem 500-Seelen-Dorf, untergebracht in Kropps sogenanntem Häusle, einem engen Bauernhaus, das bald aus allen Nähten platzte. Der kometengleiche Aufstieg dieser nicht-profitorientierten Kreditgesellschaft für Selberbauer führte schon bald dazu, daß man für die 230 Angestellten in dem „abgelegenen kleinen Walddorf“ bei weitem nicht mehr genug Platz hatte und 1928 in ein modernes Verwaltungsgebäude nach Ludwigsburg umzog.

Ich erinnere mich noch an einen mit seiner Familie nach Oberrot übergesiedelten Mann, der die Gründungszeit dieser Bausparkasse in Wüstenrot als ihr Angestellter miterlebt hatte und anschaulich davon erzählen konnte (39) – wieso der Bauspargedanke aber im Schwäbischen Wald anscheinend besonders gut gedieh, soll Ihrer Vorstellungskraft überlassen werden.

Zu den Menschen des Schwäbischen Walds, sofern noch nicht die Rede von ihnen war, will ich jetzt kommen. Hermann Bausinger greift in seiner politischen Landeskunde die Anekdote auf, nach der im Eisenbahnzug auf Höhe der Stammesgrenze zwischen Schwaben und Franken die Sitze herumgedreht werden, damit die Fahrgäste von nun an nicht mehr hintereinander sitzen, sondern „gesprächsfreundlich“ einander gegenüber. Dies entspreche ganz und gar der „beweglichen Art“ der

Franken, die als vierte Volksgruppe im Land, neben den Alemannen, den Oberschwaben und den Württembergern, oft genug unterschlagen worden seien, vielleicht weil sie sich von den Schwaben nicht so schroff abgegrenzt hätten wie andere, sondern vermischungs- und anpassungsfreudiger gewesen seien. Ihr Volkscharakter aber, hier zitiert Bausinger den Psychologen Willy Hellpach, sei „fröhlich und rege, aber unbeständig und streitlustig“. (40) Ganz ähnlich hatte Justinus Kerner die Bewohner des Welzheimer Walds früher bereits charakterisiert (41), und ich zitiere diese Verallgemeinerungen nur der Vollständigkeit halber. Weit lieber sind mir konkrete Beschreibungen von Einzelmenschen oder sozialen Gruppen, nicht weniger aber auch von Sitten und Gebräuchen, wie etwa Prescher sie schon vor über zweihundert Jahren vornahm; daraus will ich nun einiges vortragen: „Im Durchschnitt ist der Landmann harter Arbeit gewohnt“, heißt es da, „und wird von Jugend auf gegen jede Witterung abgehärtet. Gewöhnlich ist er als Knabe Viehhirte; sind seine Knochen fester, so lernt er den Pflug führen, und mancherlei Holzarbeiten üben nun seine Kräfte. Da ein nicht geringer Teil seines Lebens in untätiger Langeweile auf den Viehweiden oder in erschöpfender Arbeit in den Wäldern dahingeht, so übt er freilich seine Denkkräfte viel weniger als die seines Körpers. Aber er ist ein guter Untertan und wandert nicht leicht aus, weil er diese Wälder und Viehtriften wie einen alten Freund liebt.“ (42) Prescher fährt fort: „Die Wohnungen der Landleute sind meist geräumig und wohl gebaut. Strohdächer findet man nur noch als Seltenheiten, Schindeldächer sind häufiger, weil sie der Bauer aus seinem eigenen Wald verfertigen kann, aber neue Häuser werden fast durchaus mit Ziegelpfannen belegt. Eine öfters bis zum Schwitzen erwärmte Stube ist in den langen Winternächten ein Labsal für die Landleute. Hier vergessen sie Sturm und Kälte und lassen sich ebenso leicht gekleidet antreffen, als in der Heu- und Kornerte auf dem Felde. Die gemeinsten Nahrungsmittel bestehen in Mehl- und Milchspeisen, Sauerkraut, Erdbirn und wenigen Gemüsearten. Schweinefleisch ist das beliebteste, wovon auch in jeder Haushaltung gegen den Winter ein oder mehrere Stücke geschlachtet und eingesalzen werden. Hochzeiten, Leichentrunke und Kindstaufzechen sind für gewöhnlich Hochschmäuse in öffentlichen Wirtshäusern. Wein wird bei Krankheiten, auch der hitzigsten Gattung, für eine Panazee, ein Allheilmittel, gehalten, und nicht selten ist alles Warnen hiebey vergeblich. Viele erreichen ein hohes Lebensziel, ohne je der Hygiene einen

Scherf geopfert zu haben. Caffee ist unter Landleuten noch wenig gemein, aber Branntwein wird überall gemacht und manchmal im Uebermaas getrunken.“ (43)

Eine ergiebige Quelle zum Landleben in und um den Schwäbischen Wald ist auch Johann Gottfried Pahl's 1793 erschienene Schrift „Ueber die Liebe unter dem Landvolk“. Damals Pfarrer von Neubronn bei Wasseralfingen, wurde Pahl 1814 Pfarrer in Fichtenberg. Dieser ausgezeichnete Kenner besonders der Dörfer und Weiler des Rottals sowie der Frickenhofer Höhe teilt höchst Amüsantes über das ländliche Liebesleben mit, etwa das Folgende: „Die Jugend auf dem Lande ist unverdorben und fühlt das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden weit stärker, als die in der Stadt. Je näher der Mensch seinem natürlichen Zustande ist, desto lauter schallt der Ruf der Natur in sein Ohr, und desto williger befolgt er ihn, und mancher Jüngling unternimmt in der Nacht die kühnsten Wagestücke, um die Liebste in ihrer Kammer zu überraschen. Die Liebe betrachtet man auf dem Land als Genuß des ledigen Standes, die Ehe als Sache ökonomischer Spekulation. Treue bringt keine Ehre, ja oft das Gegentheil. Denn der Junge, der ein armes Mädchen nimmt, wenn er eine reichere haben kann, ist nach dem Urtheile des ganzen Dorfs ein Narr. Das Landvolk handelt und schachert bei seinen Heirathstügen genau wie auf dem Viehmarkt. Da werden die Ehen nur nach ökonomischen Rücksichten geschlossen, und die Liebe wohl gar mit dem Ochsenstekken oder dem Jochriemen aufgeweckt. Doch den Sinn für Liebe hat uns der Schöpfer nicht im Zorn gegeben, nein! er ist Wohlthat aus seiner Hand und läßt uns Seligkeiten schmecken; er ertheilt dem jugendlichen Alter seinen höchsten Genuß. Die erste und natürlichste Aeußrung der Liebe auf dem Land ist nicht nur eine flüchtige Berührung der Wangen, sondern eine feurige Hinschmiegung an die Lippen des Mädchens, ein heftiges, anhaltendes Zusammenpressen der Wangen, was manche schwächliche Schöne in der Stadt kaum auszuhalten vermöchte. In seiner stürmischen Zärtlichkeit ist der ländliche Liebhaber ganz und gar anders als die gepuderten, parfümierten und ausgemergelten Herren aus der Stadt, die nur dem Zwecke ihres thierischen Bedürfnisses folgen. Kommt es auf dem Land trotzdem zu einer der ausserhelichen Schwängerungen, ist die Aussicht auf eine günstige Heirat dahin. Deshalb verwundert es nicht, daß die Töchter der Häusler und der Tagelöhner den Reizen des Fleisches öfter unterliegen als die Töchter der grössern Bauern.“ (44)

Mit den ländlichen Sitten hat im weitesten Sinn auch eine erstaunliche Frauenkarriere im Schwäbischen Wald zu tun: mit der Karriere der Schulmeisterstochter Pauline Nagel, die 1854 die erste Lehrerin in Württemberg wurde und im Schulhaus in Horlachen 15 Jahre lang die Unterklasse unterrichten durfte, bis sie heiratete und wegzog. Freilich war diese junge Frau nicht ausgebildet für den Lehrerberuf, dennoch stellte ihr Vater in Stuttgart den Antrag, die 18-Jährige als „Lehrgehilfin“ gleichsam in den Staatsdienst zu übernehmen. Das war genau nach der 48er Revolution, als das Königreich eine große Bildungsoffensive begann, und die Schulen in die entlegensten Winkel des Landes brachte, zum Beispiel in den Schwäbischen Wald. Auch frisch ausgebildete Lehrer wurden dorthin beordert, die es in der ärmlichen Umgebung jedoch nie lange aushielten oder mit den Bauernmädchen anbändelten und ihnen bisweilen sogar ein Kind machten. Darum die Lehrernot, darum die verblüffende Karriere der Pauline Nagel, die ein glänzender Beleg dafür ist, welche Talente noch in der tiefsten Provinz schlummerten und nur geweckt werden wollten. (45)

Auch Johannes Lämmerer vom Lämmershof bei Gschwend ist ein solcher Fall, ihn und sein poetisches Talent hat Pfarrer Prescher entdeckt; Justinus Kerner und Ludwig Uhland sollten ihn später bei der Veröffentlichung seiner Gedichte und Lebensaufzeichnungen im Stuttgarter „Morgenblatt“ unterstützen. Lämmerer wurde nach seinem Weggang aus der kargen Heimat Lehrer in der Hohenlohe. Wie Herkunftsarmut noch den Gebildeten prägt und dauerhaft lähmen kann, wußte er wie kein Zweiter, und um es auszudrücken, dichtete Lämmerer nicht nur, sondern wählte dazu auch passende Bibelworte aus, was seiner religiös gefärbten Sozialkritik eine ganz besondere Autorität verlieh; so etwa das folgende Wort aus den Weisheiten des Jesus Sirach: „Wenn der Reiche redet“, lautet es, „so schweigt jedermann, und sein Wort hebt man in den Himmel. Wenn aber der Arme redet, so spricht man: Wer ist der? Und so er fehlet, so muß er erhalten.“ (46)

Ob man die folgende Begabung zu den rühmenswerten Talenten zählen darf, sei dahingestellt; Rudolf Schlauch jedenfalls schlägt sie den zumindest bewundernswerten Befähigungen zu: das Hellsehen. In dem bereits zitierten Merianheft von 1965 berichtet der Bächlinger Pfarrer fast übermütig aus einem „Reich der Geister“ (47), das er im Nordwesten des Schwäbischen Waldes angesiedelt sieht, nämlich zwischen Teusserbad, Kloster

Lichtenstern sowie dem Waldweiler Prevorst. Dort, so scheint ihm, sind die Geister zu allen Zeiten „sehr aktiv“ gewesen, dort „raunen und weben“ sie immerfort. Als Beweis muß die Försterstochter Friederike Hauffe herhalten, die als „Seherin von Prevorst“ zeitweise die größte Berühmtheit des Schwäbischen Waldes war, vor allem nachdem der – inzwischen – Weinsberger Oberamtsarzt Justinus Kerner 1829 über sie sein gleichnamiges Buch veröffentlicht hatte und Hunderte aus ganz Deutschland herbeipilgerten, um die „Seherin“ zu sehen. Doch was war diese Frau? Eine Kranke, eine Begnadete? Schlauch stellt sie seinem Lesepublikum Mitte der Sechziger als „hübsch“ und „zart“ vor, ein Mädchen fast, das schon seit der Kindheit „metallische Adern in der Erde spürt, leicht erregbar und mit vorausschauenden Träumen belastet ist ... ein Phänomen, dessen übersinnliche Kraft nicht geleugnet werden kann“. Er suggeriert eine kausale Verbindung zur Landschaft, so als könne es kein Zufall sein, daß die „Seherin“ gerade von hier stammte, aus einer teils noch urwaldartigen Region mit heißen Quellen und allerhand strahlkräftigen Bodenschätzen. Bereits Kerner hatte diese Verbindung hergestellt: „Daß überhaupt die Bewohner dieses Gebirgs“, schreibt er, „für magnetische und siderische Einflüsse sehr empfänglich sind, dafür spricht, daß unter ihnen die Kunst, durch sympathetische Kräfte zu heilen und die Empfänglichkeit, durch sie geheilt zu werden, sehr verbreitet ist, wie auch die Kunst, Quellen durch die Wünschelrute aufzusuchen.“ (48) Seitenweise beschreibt er, wie stark Friederike Hauffe auf die Berührung mit im heimischen Wald vorfindlichen Mineralien anspricht: Sand oder Kieselerde etwa. Er hielt diese Frau durchaus für krank und wollte sie heilen, was ihm zeitweise auch gelang. Zugleich aber wünschte Kerner, das aufklärerisch-rationalistische Menschenbild seiner Epoche zu erweitern, weshalb der Untertitel seines Buchs lautete: „Enthüllungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige“. Allein damit war der Skandal vorprogrammiert! Kerners Ruhm aber geht bis heute weit mehr als auf seine Lyrik auf seine Untersuchung eines Phänomens zurück, das zu den Besonderlichkeiten des Schwäbischen Waldes zu rechnen ist.

Zum kulturellen Schicksal dieser Landschaft, wenn man so will, gehört es, keine volkstümliche Literatur hervorgebracht zu haben, keinen Dorferzähler vom Schlage Berthold Auerbachs, keinen Kalendermann wie Johann Peter Hebel, keinen rebellischen Kleine-Leute-Chronis-

ten vom Fleisch des Oskar Maria Graf. Diese Tatsache kann nur eine der bitteren Folgen des jahrhundertelangen Bildungsmangels in der Region gewesen sein, die von literarischer Bildung weiter entfernt war als vom Himmel. Einzig ein paar Lichtreflexe hat die Literatur in ihr schattiges Dunkel hereingeworfen, Widerspiegelungen von Menschen und Zeiten, Orten und Ereignissen, die mit dem Schwäbischen Wald in Beziehung standen: die Räuber aus der Gegend um Mainhardt etwa, die in Schillers berühmtem „Räuber“-Drama „im nahegelegenen Wald“ ihr Liedchen singen:

*Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bei uns nur ... Zeit zerstreun.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig sein. (49)*

Denn warum sollte Schiller nicht von ihnen gewußt haben, wo doch sein Vater in der fraglichen Zeit nach 1770 im Mainhardter Wald auf Silberschatzsuche gegangen war und außerdem alle Blätter Württembergs von diesen Räubern berichteten? Den Schwäbischen Wald jedoch zeigt es in einem interessanten Licht, daß der jugendliche Verfasser der „Räuber“ den Wald ganz allgemein als Naturparadies für Freiheitsliebende darstellt, die den Zwängen des Absolutismus und eines „tintenklecksenden Säkulum“ entrinnen wollen.

Mein zweites Beispiel sei der „Schenk von Limburg“, dem Ludwig Uhland eine folgenreiche Ballade gedichtet hat, überaus typisch für das historientrunkenen 19. Jahrhundert, das allerdings Dichtung und Wahrheit selten sauber trennte. Uhlands Gedicht handelt davon, wie der Kaiser sich im Wald verirrt und dort zufällig auf den Grafen von Limpurg stößt, einen so edlen wie freien Mann, der lieber die Wildnis durchstreift als am Hof Karriere zu machen. Der Kaiser aber will ihn unbedingt in sein Machtgefüge einbinden, was der Graf dankend ablehnt, bis der hohe Herr ihn um einen Schluck Wasser bittet, worauf der Limpurger ihm arglos den Becher reicht. Die Schlußstrophe lautet so:

*Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenkst mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!“ (50)*

So also sollen die Grafen von Limpurg, die im Schwäbischen Wald Gebietsherren waren, im Mittelalter zu ihrem Schenken-Titel gekommen sein! Und das 19. Jahrhundert hat's geglaubt!

Mein drittes Beispiel ist wohl das unbekannteste: ein Freiherr von Sturmfeder, dem Wilhelm Hauff in seinem Roman „Lichtenstein“ von 1826, diesem Gründungsroman des evangelischen Württemberg, ein Denkmal gesetzt hat. Die Sturmfeder nannten sich auch Herren von und zu Oppenweiler – man sollte sich einen Blick auf ihr dortiges Oktaederschlößchen, in dem heute die Ortsverwaltung untergebracht ist, auf keinen Fall entgehen lassen. Auch die Sturmfeder sind Sprößlinge des Schwäbischen Walds und stammen aus dessen einzigem Landstrich, der in älterer Zeit bereits württembergisch war. Darum sind die Württemberger auch ihre Lehenherren gewesen. Ein Sturmfeder namens Burkhard hat vermutlich Herzog Ulrich gedient, als dieser nach etlichen Gewaltakten und dem Bruch des Landfriedens vom Schwäbischen Bund besiegt und verjagt worden war, nicht lange vor der Reformation. In Hauffs einst sehr erfolgreichem Roman heißt er Georg von Sturmfeder und ist der sympathischste Held des Buchs, ein junger „artiger Reiter“, der es zuerst mit der Gegenseite hält, aber zum Herzog überläuft, als er erkennt, daß das „schöne Land“ von gierigen Feinden in „kleine Fetzen“ zerrissen werden soll. Ausdrücklich ist Georg „einem armen, aber angesehenen Stamme Frankens entsprossen“ – und dennoch den Württembergern ergeben! Das scheint mir 1519 weniger bedeutsam als 1826, als ein Teil Frankens gerade erst württembergisch geworden war, eine Art neues Bundesland, das sich noch eingewöhnen mußte. Und genau aus diesem Landesteil kommt nun der Held, der bei Hauff wie kein Zweiter für die Einheit des Gesamtstaats ficht ohne Rücksicht auf eigene Verluste. So gesehen ist die Erfindung eines Oppenweiler Freiherren an der Seite Herzog Ulrichs gekonnte politische Propaganda für das neue Königreich Württemberg. (51)

Jetzt, kurz vor Schluß, will ich Ihnen noch zwei nicht-literarische, überaus konkrete Zeitgenossen des vergangenen Jahrhunderts vorstellen. Sie könnten gegensätzlicher nicht sein, gehören aber beide ins Gesamtbild; ja, gerade in ihrer Gegensätzlichkeit mögen sie für eine Vergangenheit stehen, von der auch die abgelegensten Regionen des Schwäbischen Walds nicht verschont blieben. Ihre Namen lauten: Karl Buck und Lina Haag.

Buck war ein Nationalsozialist der furchtbarsten Sorte. 1894 in Stuttgart geboren, ist er schon Jahre vor der Machtergreifung ein zu allem entschlossener Hitler-Anhänger gewesen. Bereits 1932 erlebte ihn Welzheim, wo er sich angesiedelt hatte, als ersten Kreisleiter der NSDAP. Später wurde er auf verschiedenen Posten für Gestapo und SS tätig, unter anderem als Leiter des ersten Konzentrationslagers in Deutschland auf dem Heuberg. 1935 kehrte Buck nach Welzheim zurück, mit dem Auftrag, dort ein KZ zu errichten. Er wählte, mitten in der Stadt, das ehemalige Amtsgefängnis dafür aus und leitete es bis 1940. Danach wurde er noch für mehrere Jahre ins deutsch besetzte Frankreich versetzt und leitete dort unter anderem das Gestapo-Gefängnis im elsässischen Schirmeck.

Viele ehemalige Häftlinge haben bezeugt, daß mit dem Auftreten Bucks in jedem Lager sofort härtere Haftbedingungen eingeführt wurde. Folter und schwere Mißhandlung gehörten unter seinem Regiment zur Tagesordnung. In der jüngsten Welzheimer Stadtgeschichte heißt es über das einstige KZ am Ort: „Dessen gesamtes, rund 1,5 Hektar umfassendes Areal wurde von einer ca. 5 Meter hohen Mauer mit Elektrozaun ... eingefaßt. Trotz aller Verschleierung ... war in der Stadt schwerlich zu übersehen und zu überhören, mit welcher Härte die Wachmannschaften gegen die Inhaftierten vorgingen und daß dieser Ort spätestens von Kriegsbeginn an ein Vernichtungslager gewesen ist.“ (52) Ein Schreckensort, der im gesamten Schwäbischen Wald bekannt und gefürchtet war.

Nach dem Krieg wurde Buck in Frankreich zum Tod verurteilt, später zu lebenslänglich begnadigt und 1955 im Zug der deutsch-französischen Aussöhnung aus der Haft entlassen. In der Bundesrepublik ist er nicht mehr gerichtlich belangt worden. Er ließ sich in Rudersberg nieder und züchtete Hühner. Laut Wikipedia war er in seiner Wahlheimat „sehr gut angesehen“. 1977 starb Karl Buck im Alter von 83 Jahren. (53)

Lina Haag hätte ohne weiteres eins seiner Opfer sein können. Sie wurde 1907 geboren, und zwar in Hagkling, nicht weit von Welzheim entfernt. Ihr Mädchenname war Jäger, der Vater ein linkssozialistischer Arbeiter, die Mutter eine Magd. Auf Betreiben des Vaters schloß sie sich in Gmünd dem kommunistischen Jugendverband an, wo sie Alfred Haag, einen arbeitslosen Schreiner, kennenlernte. 1927 heirateten die beiden. 1932 wurde ihr Mann KPD-Gemeinderat in seiner Heimatstadt

und noch im selben Jahr Abgeordneter seiner Partei im Stuttgarter Landtag. Nach Hitlers Machtergreifung wurden beide verhaftet, er kam nach Ulm ins KZ Oberer Kuhberg, sie nach Gotteszell ins erste Frauenlager. Insgesamt verbrachte Lina Haag viereinhalb Jahre in Gefängnissen und Konzentrationslagern, oft längere Zeit in Dunkelhaft. Ihr Mann Fred verbrachte allein fünf Jahre in Dachau und Mauthausen. Die gemeinsame Tochter wuchs immer wieder für Jahre ohne Eltern auf. Als Lina Haag endlich freikam, lebten Mutter und Tochter zusammen in Berlin.

Über ihr Leben unter dem Hakenkreuz hat sie später ein Buch geschrieben, das mehrfach aufgelegt und dutzendfach übersetzt wurde. Sein Titel: „Eine Handvoll Staub“. Doch dieses Buch, dessen Verkaufszahl in die Hunderttausende geht, ist nicht nur ein Dokument des Widerstands, sondern auch ein anrührendes Zeugnis der Liebe. Besonders eindrücklich wird diese Liebe beglaubigt, als Lina Haag sich 1940 aufmacht, um in Berlin beim Reichsführer-SS Heinrich Himmler vorzusprechen und die Freilassung ihres Mannes zu erbitten. Das gelingt ihr – unglaublicherweise! Man muß diese Begegnung mit dem unumschränkten Herrscher über das deutsche Lagerwesen selber nachlesen, um sich ein Bild zu machen von dieser 33-jährigen Frau, die zugibt, bei allem Glück, ihren Mann wiederzuhaben, doch ihres „Erfolgs nicht recht froh“ geworden zu sein ... denn Fred wird zwar entlassen, aber „die andern bleiben drinnen“. (54) Lina Haags Mann mußte nach der wundersamen Freilassung als Soldat an die Ostfront, überlebte den Krieg aber; er starb 1982 in München.

Auch nach dem Tod ihres Mannes war sie noch für Jahrzehnte eine begehrte Zeitzugin, die vor allem an Schulen vom weiblichen Widerstand gegen die Hitler-Diktatur erzählte. 2007 erhielt sie den „Dachau-Preis für Zivilcourage“, passend zu ihrem hundertsten Geburtstag. Gestorben ist die Arbeitertochter aus Hagkling im Welzheimer Wald fünf Jahre später, im Alter von nahezu 106 Jahren; sie liegt ebenfalls in München begraben.

Ich bin nun endgültig – oder soll ich sagen: endlich? – am Ende angekommen, nach langer, kurvenreicher Fahrt. Dennoch ist so manches ungesagt geblieben. Auch ein Fazit kann und will ich nicht ziehen. Möge alles, was vor Ihnen ausgebreitet wurde, für sich selber sprechen! Und sich im Gedächtnis festsetzen als Erinnerung an eine heimatliche Landschaft, die viel Vergangenheit besitzt, aber hoffentlich noch mehr Zukunft!

Anmerkungen:

- (1) Merian. Das Monatsheft der Städte und Landschaften, Heft 6 / 1965, in der Rubrik: Aus dem Notizbuch der Redaktion
- (2) Rudolf Schlauch, Württembergisches Unterland. Neckartal und Schwäbischer Wald. Landschaft, Geschichte, Kultur, Kunst, Nürnberg 1966, S. 374
- (3) im Bestand: Allgemeinbildendes Schulwesen 1943 – 1966, Signatur EA 3/602
- (4) Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich Eugen Klenk, Fornsbach.
- (5) leicht zu finden auf: Wikisource, der freien Quellensammlung des Internets; auf diesen diesen frühen Text zum Schwäbischen Wald hat mich dankenswerterweise Hans Göbbel vom Kerneverein in Weinsberg aufmerksam gemacht.
- (6) Eduard Mörike, Sämtliche Werke, hg. von H. G. Göpfert, München 1964, S. 360
- (7) Der Welzheimer und Murrhardter Wald. Ein Wanderbegleiter in Wort und Bild, bearbeitet im Auftrag des Welzheimer Waldvereins von Max Klaiber, Welzheim 1929
- (8) Schlauch, S. 376 f. Zum noch lebendigen, aber auch zum bereits abgestorbenen Brauchtum im Schwäbischen Wald verdanke ich vielerlei Hinweise Hans Brucklacher, Oberrot.
- (9) ebenda, S. 414
- (10) Klaiber, S. 34
- (11) siehe dazu Rolf Schweizers Aufsatz in dem in mehreren Auflagen erschienenen hervorragenden Albvereinsführer Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald, Stuttgart 2006, S. 92 ff.
- (12) Der Bauernkrieg im Limpurger Land und im Schwäbischen Wald ist besonders gut zusammengefaßt von Walter Hees im Heimatbuch der Gemeinde Gschwend aus dem Jahr 2008; die zwölf Artikel finden sich dort auf S. 326.
- (13) so behauptet zumindest Gerhard Fritz in: 1200 Jahre Oberrot, Stuttgart 1987, S. 52
- (14) Wilhelm Zimmermann, Der große deutsche Bauernkrieg, zuerst 1844, hier zitiert nach einer späteren „Volksausgabe“, Berlin 1982, S. 504
- (15) 1200 Jahre Oberrot, S. 52
- (16) Heimatbuch Gschwend, S. 340 f.
- (17) siehe dazu vor allem: Ernst Volk, Johannes Brenz, Zeuge biblisch-evangelischer Wahrheit und Reformator im südlichen Deutschland, Nürnberg 2010, S. 28 ff. und S. 76 ff.
- (18) Diese Einsicht verdanke ich wortwörtlich Erwin Holzwarth, Horlachen.
- (19) Heinrich Prescher war volle fünfzig Jahre lang Pfarrer von Gschwend und lebte von 1749 bis 1827; sein Buch erschien 1789 und 90 in zwei Bänden in Stuttgart und trägt den Titel: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg worin zugleich die ältere Kochergau-Geschichte überhaupt erläutert wird, Zitat ebenda S. 279.
- (20) zitiert nach dem Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, verfaßt von verschiedenen Autoren (unter anderem Hans Schwenkel) und hg. von Carl Schönleber, Öhringen 1931, S. 93; zur Dichte vor allem des Mainhardter Waldes siehe Gerd Wunder, der in seinem Porträt des fränkischen „Bauernkanzlers“ Wendel Hipler behauptet, daß in der Gegend um Finsterrot nicht vor 1500 das erste Mal gerodet worden sei und daß es sich bei dieser Urbarmachung um die „letzte innere Kolonisation in Süddeutschland“ gehandelt habe, in: Lebensläufe. Bauer, Bürger, Edelmann (Band 2), Sigmaringen 1988, S. 66.
- (21) Prescher, S. 360 ff.
- (22) Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, S. 95
- (23) siehe zum Thema Bildung etwa Gerd Wunder u.a., Die Schenken von Limpurg und ihr Land, Sigmaringen 1982, S. 61
- (24) dazu Wunder, Die Schenken von Limpurg und ihr Land, S 62; bei Prescher findet sich das Zitat auf S. 279.
- (25) zitiert nach: Welzheim – vom Römerlager zur modernen Stadt, hg. von Sönke Lorenz u.a., Welzheim 2002, S. 174
- (26) siehe dazu vor allem: Erwin Holzwarth, Zur Geschichte der Landwirtschaft im Raum Gschwend, in: Heimatbuch Gschwend, S. 398 f.
- (27) So steht es zumindest in seinem Aufsatz über den Welzheimer Wald, der 1816 in Cottas „Morgenblatt“ erschienen ist.
- (28) Darauf macht Friedrich Weller in seinem Aufsatz „Der Naturraum Schwäbisch-Fränkischer Wald und seine Prägung durch den Menschen“ aufmerksam, in: Schwäbische Heimat, Heft 1 / 2015, S. 25
- (29) dazu etwa Holzwarth im Heimatbuch Gschwend, S. 398. Daß die Anwesenheit von Freibauern allerdings nicht belegbar sei, behaupten Heike Haug u. Eberhard Zimmer in ihrem Aufsatz „Gschwend – von der Rodungsinsel zum regionalen Mittelpunkt“, ebenda S. 45.
- (30) Zu den Glashütten höchst informativ ist vor allem der Albvereinsführer Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald etwa S.

- 73 ff. u. S. 108 ff., außerdem das Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, dort besonders S. 154 ff. und S. 255 ff.
- (31) Albvereinsführer, S. 103, vgl. auch Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, S. 170 u. S. 179
- (32) ebenda, S. 100 ff.
- (33) ebenda, S. 129 ff.
- (34) Der alte Oberrotter ist kein anderer als Eugen Klenk, der so manches Geheimnis des heimischen Waldes für mich gelüftet hat.
- (35) siehe dazu Klaiber, S. 71; Kerners Gedicht wird zitiert nach: Justins Kerner, Ausgewählte Werke, hg. von Gunter Grimm, Stuttgart 1981, S. 21
- (36) Hegenbarths „Erinnerungen an meinen Großvater Heinrich von Zügel (1850 – 1941) sind abgedruckt in: Heinrich von Zügel und seine Zeit, hg. von Eugen Diem, Recklinghausen 1986; das Zitat steht dort auf S. 21.
- (37) siehe zur Rau-Nägele-Debatte besonders: Klaus-Peter Eichele, Traum und Fiasko des Gottlieb Rau. Leben und Zeit des Revolutionärs und Glasfabrikanten aus Gaildorf, im Selbstverlag 1991, so etwa S. 26 f.; außerdem aber: Bernhard Mann, Ferdinand Nägele, Schlossermeister und Demokrat, Leinfelden-Echterdingen 2008, S. 47 ff. Auch der Kernersche Wahlslogan findet sich dort, und zwar auf S. 24.
- (38) Einig mit Wunder, in: ders. u.a. Die Schenken von Limpurg und ihr Land, S. 64 ff., ist in dieser Frage Otto Borst, in: Württemberg. Geschichte und Gestalt eines Landes, Konstanz 1978, S. 200
- (39) Dieser noch vor Mitte der fünfziger Jahre nach Oberrot gezogene Mann, der dort nach dem Krieg eines der ersten neuen Häuser gebaut hat, war Heinrich Rügner, der Vater meines Freundes Ulrich Rügner, der meine Erinnerungen erst kürzlich wieder aufgefrischt hat. Zu dieser Bausparkasse siehe auch: Eberhard Langer, Wüstenrot. Eine Idee setzt sich durch, Ludwigsburg 1965; das Zitat findet sich dort auf S. 80, das fast unscheinbare Gründungsgebäude ist auf S. 38 zu sehen; dazu aber auch in: Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, S. 211 ff.
- (40) Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde, hg. v. Hermann Bausinger u.a., Stuttgart 1996, S. 29 f.
- (41) in seinem Aufsatz von 1816 in Cottas „Morgenblatt“
- (42) zitiert nach Wunder u.a., Die Schenken von Limpurg, S. 10
- (43) sämtliche Zitate Prescher, S. 62 f.
- (44) zitiert nach: Hermann Bausinger, Kein Schäferspiel. Johann Gottfried Pahl beschreibt die ländliche Liebe, in: ders., Ein bißchen unsterblich. Schwäbische Profile, Gerlingen 1999, S. 144 ff.
- (45) siehe dazu das Heimatbuch Gschwend, S. 254; außerdem haben Erwin und Sigrid Holzwarth, Horlachen, mir den Fall Pauline Nagel dankenswerterweise noch einmal genau auseinandergesetzt.
- (46) zitiert nach: Heimatbuch Gschwend, S. 248 ff. Zu Lämmerer auch: Gustav Ströhmfeld, Justinus Kerner und Johannes Lämmerer. Zwei Dichterlebensbilder vom Welzheimer Wald, Stuttgart 1932.
- (47) vgl. zum Merian Fußnote 1, Schlauchs Bericht dort S. 75 ff.
- (48) Justinus Kerner, Die Seherin von Prevorst, Stuttgart 2007, S. 24
- (49) Friedrich Schiller, Sämtliche Werke Band I, München 1980, S. 585; zu den Räubern vom Mainhardter Wald außer einem passablen Wikipedia-Eintrag siehe vor allem das ihnen gewidmete, ausgezeichnete Kapitel im Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, S. 146 ff.
- (50) Ludwig Uhland, Ausgewählte Werke, hg. von Hermann Bausinger, München 1987, S. 170 ff.
- (51) Wilhelm Hauff, Lichtenstein, in: Werke Erster Band, hg. von Bernhard Zeller, Tübingen 1996, alle Zitate auf S. 19 und S. 45
- (52) zum KZ Welzheim siehe: Welzheim – vom Römerlager zur modernen Stadt, S. 212 ff., das Zitat ist von S. 224
- (53) zu Karl Buck auch: Pierre Joffroy, Der Spion Gottes: Kurt Gerstein, ein SS-Offizier im Widerstand (mit Gerstein war Buck in Frankreich zusammen inhaftiert), siehe zu den Buck-Stellen das dortige Namensregister.
- (54) Lina Haag, Eine Handvoll Staub, Frankfurt / Main 1977, S. 160; zu Lina Haag, die auch einen Wikipedia-Eintrag hat, gleichfalls empfehlenswert: Freidenkerinnen. Lehren aus der Geschichte. Porträts und Aufsätze, hg. von Heiner Jestrabek, Reutlingen 2012, S. 176 ff. Und zu Fred Haag: Bettina Wenke, Interviews mit Überlebenden. Verfolgung und Widerstand in Südwestdeutschland, Stuttgart 1980, S. 47 ff.